№ 145. Der 1840.

Breslauer Beobachter.

Ein unterhaltendes Blatt für alle Stände, als Ergänzung zum Breslauer Erzähler.

Donnerstag, den 3. December. Sechster Jahrgang.

Redaktion und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 11.

Historische Skizzen aus Schlesiens Vorzeit.

Das Schauerfeld.

(Fortsetzung.)

Da trat eben der Vetter hinein, und wollte seine Botschaft anbringen. Sabine stellte ihm mit sittigem Erröthen den heimgekehrten Kunz als ihren Bräutigam vor, und jener sagte: Nun, da komm ich just zur rechten Zeit, wie bestellt; denn wenn der Verlobte nicht eben Reichthümer aus dem Kriege mitgebracht hat, wird ihm wohl die Zugabe sehr willkommen sein, die ich der Braut im Namen der heute versammelten Erben anzubieten habe, da es ja der Testator so verfügt hat, daß wir sie mit irgend einer guten Gabe bedenken sollten.«

Für Kunz lag etwas zu Hochmüthiges in der Art, wie ihm das neue Glück angeboten ward; er konnte gar keine Freude darüber empfinden. Aber die demuthsvolle Sabine nahm nur Gottes Gnade darin wahr, durchaus nicht betrachtend, wie sich die Menschen bei deren Austheilung bezeigten, und so senkte sie freundlich das Haupt mit dankbarem, herzensfrohem Lächeln. Aber als sie nun hörte, man habe ihr das Schauerfeld zur gänzlichen Abfindung beschieden, da drang ihr die feindliche Kargheit der Vettern mit schmerzhafter Kälte an's Herz, und sie konnte die hervorstürzenden Thränen der getäuschten Hoffnung nicht zurückhalten. Der Vetter lächelte höhnisch dazu sprechend, es thue ihm leid, wenn sie sich noch auf mehr Rechnung gemacht habe. Dies sei doch ein ungleich größeres Glück der Erbschaft, als ihr eigentlich zukomme. Damit wollte er zur Thür hinaus; aber Kunz vertrat ihm den Weg, und sagte voll der ruhigen Kälte, die oftmalen den sich ganz überlegen fühlenden Muth zu begleiten pflegt: »Herr, ich sehe, daß Ihr mit dem guten Willen des Abgeschiedenen Euren Spaß zu treiben beliebt, und daß Ihr allzusammen gesonnen seid, meiner Jungfer Braut auch keinen nutzbaren Heller zukommen zu lassen, aber wir nehmen in Gottes Namen Euer Anerbieten an, verhoffend, es könne vielleicht unter den Händen eines braven Kriegsmannes dennoch mehr aus dem Schauerfelde werden, als es sich neidische und geizige Memmen einzubilden vermögen.

Der Vetter, vor Kunzens soldatischen Anstande scheu, wagte nichts zu erwiedern, und machte sich etwas bleich davon. Darauf küßte der Bräutigam seiner Braut die Thränen ab, und eilte freudig zu dem Pfarrer, die Trauung zu bestellen.

Nach wenigen Wochen waren Kunz und Sabine Eheleute, und fingen ihren kleinen Haushalt an. Der junge Mann hatte seine Gold- und Silberthaler meist alle dazu angewandt, sich ein Paar herrliche Stiere zu kaufen; das Uebrige davon war auf Saat und den nöthigen Hausrath verwendet worden, und an Geld nicht mehr in der kleinen Wirthschaft zu finden, als gerade hinreichen mochte, um auf's spärlichste und arbeitsamste bis gegen die Ernte im künftigen Jahre auszureichen. Aber als Kunz mit Stieren und Pflug auf das Feld hinausging, lachte er fröhlich nach seiner holden Sabine zurück, sprechend, daß er nun das rechte Gold aussäe, und es über's Jahr um ein gut Theil reichlicher dabei zugehen solle. Sabine sah ihm ängstlich nach, und wünschte, er möge nur erst von dem verrufenen Schauerfelde wieder heim sein.

Wohl kam er heim, und zwar noch ehe die Abendglocke läutete, nur bei weitem nicht so freudig, als man es um die Morgenstunde in seinem zuversichtlichen Muth gehofft hatte. Den zertrümmerten Pflug schleifte er hinter sich drein, führte mühsam den einen, sehr verletzten Stier mit sich fort, und blutete selbst an Schulter und Haupt. Aber er sah doch immer frisch und freundlich drein, und tröstete mit ungedämpftem Soldatensinne die weinende Sabine. — Halte Dich nur zum Einsalzen fertig,« sagte er lachend, »denn der Spuck auf dem Schauerfelde hat uns eine große Menge Rindfleisch bescheert. Der Stier nämlich, den ich mit hereinbrachte, hat sich in toller Angst dermaßen beschädigt, daß er zu keiner Arbeit mehr taugt; der andere lief in die Berge hinein, und ich mußte zusehen, wie er sich von einer Klippe in den reißenden Bach stürzte, wo er gewiß nun und nimmermehr wieder zum Vorschein kommt.«

»Die Vettern, die bösen Vettern!« klagte Sabine. »Nun hat ihr verderbliches Geschenk Dich noch gar um Dein mühsam erworbenes Eigenthum gebracht, und was viel schlimmer ist, Dich auch verwundet, Du herzenslieber Mann!«

»Damit hat es nichts zu sagen!« entgegnete der wackere Kunz. — »Die Stiere bekamen mich nur einmal zwischen sich, als sie gerade in der tollsten Wuth waren, und ich sie nicht loslassen wollte. Aber es ist Gottlob noch gut abgelaufen, und morgen geh' ich wieder auf das Schauerfeld hinaus.«

Nun trachtete Sabine auf alle Weise, den geliebten Mann davon abzubringen, aber er sprach, ungenutzt solle das Feld bei seinen Lebenszeiten nicht liegen; was man nicht umpflügen könne, müsse man umgraben, und er sei ja kein scheues Ackerthier, sondern ein erprobter, standhafter Soldat, dem der Spuck nichts anhaben solle. Dann schlachtete er den wunden Stier, zerhieb ihn, und während Sabine am frühen Morgen das Geschäft des Einsalzens begann, war Kunz schon wieder auf dem gestrigen Wege, und eben nicht viel minder vergnügt, als damals, wenn er gleich statt der kraftvollen Stiere und des gut gezimmerten Pfluges nur Kraft und Spaten zur Arbeit mit hinausnahm.

Etwas spät kam er diesmal am Abende heim, etwas ermattet und bleich, aber sehr heiter, und die sorgliche Frau bald beruhigend.

»Diese Art Arbeit greift etwas an,« sagte er, »denn es geht ein gespenstiger Kerl, bald so, bald anders aussehend, neben mir her, und foppt mich mit Worten und Werken; aber er scheint sich doch selber zu wundern, daß ich mich gar nicht an ihn kehre, und eben daraus hol' ich mir neue Kraft. Zu dem kann die ja nie einem tüchtigen Manne ausgehn, der in seinem Berufe steht.«

So ging es denn viele Tage hindurch. Der treue Kunz blieb unverdrossen am Graben und Säen und Ausraufen des Unkrauts. Freilich konnte er mit dem bloßen Spaten nur einen ganz kleinen Theil des Schauerfeldes bestellen, aber er hielt sich desto sorgsamer dazu, und sah endlich eine Ernte heraufblühen, die, wenn auch nicht reichliches, doch genügendes Auskommen versprach und hielt. Auch das Geschäft des Einschneidens und vom Felde Karrens verrichtete er ganz allein, denn Tagelöhner hätten ihm wohl um vielen Gewinn auf dem verrufenen Schauerfelde nicht geholfen, und daß Sabine sich dahin wagte, ließ er gar nicht zu, um so minder, seitdem er Hoffnung hatte, bald von ihr mit einem Kindlein beschenkt zu werden. — Das Kindlein ward geboren, und in drei Jahren wurden es noch zwei, ohne daß sich außerdem eine Veränderung in Kunzens Lage gezeigt hätte. Mit Anstrengung und Muth wußte er dem furchtbaren Schauerfelde Frucht auf Frucht abzugewinnen, und löste sein Wort, daß er Sabinen gut durchbringen wolle, als ein ehrlicher Mann.

Eines Herbstabends, als es schon tief zu dunkeln begann, brauchte Kunz noch fleißig seinen Spaten. Da stellte sich ein großer, starkgegliederter Mann neben ihn, schwarz und rußig, wie ein Köhler, eine Schürstange in der Hand, und sagte: »Giebt es denn gar keine Stiere mehr im Lande, daß Du Dich mit Deinen beiden Fäusten so abarbeitest? Du solltest doch, dem Umfange Deiner Grenzen nach zu urtheilen, ein reicher Bauer sein.«

Kunz wußte wohl, wer ihn anrede, und that, wie er es gewöhnlich mit dem Spuck des Feldes zu thun pflegte. Er schwieg, wandte alle Gedanken nach Kräften von ihm ab, und förderte seine Arbeit rüstig. Aber der Köhler that nicht, wie es in des Spuckes gewöhnlicher Art war, der auf solch ein Betragen zu verschwinden pflegte, um furchtbarer oder doch verstörender in and'rer Gestalt wieder zu kommen. Diesmal sagte er blos ganz freundlich: »Gesell', Du thust mir Unrecht, und Dir auch. Antworte mir zutraulich und wahrhaft! Vielleicht weiß ich für Dein Uebel ein gutes Mittel.« — »Nun, in Gottes Namen,« erwiederte Kunz. »Wenn Du mich mit freundlichen Worten betrügst, ist es Deine Schuld, und nicht meine.« — Damit hub er an, Alles zu erzählen, was seit der Besitznahme des Ackers vorgefallen war, ehrlich und getreu, verhehlte auch seinen Unwillen gegen den Spuck gar nicht, und eben so wenig, wie sauer es ihm werde, unter den beständigen Näckereien, mit Kraft und Spaten allein ausgerüstet, die Seinigen zu ernähren.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Sühneversuch.

Madame Hühnlein und Madame Täublein waren sonst zärtliche Freundinnen, besuchten einander oft, luden sich wechselseitig zum Thee und Whist ein, und machten sich zu den Geburtstagen kleine niedliche Geschenke. Doch trug Madame Hühnlein in einer Gesellschaft ein neues Kleid, wie es Madame Täublein nicht hatte, darüber ward Letztere kühl, und wie Erstere dies bemerkte, gab sie Letzterer einige spitzige Reden, wodurch die ganze Freundschaft ein Ende nahm. Jetzt hoben sie alle Verbindungen auf, sprachen von einander schlecht, und wenn sie auf der Straße sich begegneten, wichen sie so weit sich aus, als die Häuser es nur erlaubten. Schon ein halbes Jahr hatte dieser feindselige Zustand gewährt, da sagte einst der Madame Hühnlein Mann: Wollt Ihr Streithennen Euch denn nicht wieder versöhnen? Wer wird denn Groll so lange im Herzen tragen! Aber seine Gattin fiel ihm zeitig genug in's Wort, ließ erst einem Strom von Schmähungen über Madame Täublein freien Lauf, und die Betheuerung folgen, sie würde mit derselben bis zum jüngsten Tage keine Sylbe wieder sprechen. Ihr Mann wünschte hingegen eine Aussöhnung, denn er hatte Madame Täublein stets gerne bei sich gesehen, weil sie unterhaltend und drollig ist, immer auch Neuigkeiten zu erzählen weiß. Er dachte also die Aussöhnung einzuleiten, selbst gegen den Willen seiner Frau, und Diese dabei so zu überraschen, daß sie einem erneuten, freundlichen Betragen gegen die Feindin sich nicht entziehen könne. Er ging heimlich zu Madame Täublein, und sagte ihr: Meine Frau läßt sich Ihnen bestens empfehlen,

und Sie ergebenst bitten, übermorgen mit einer Tasse Thee und einem Butterbrot bei ihr vorlieb nehmen zu wollen. Madame Täublein zog erst ein sehr verwundertes Gesicht, rümpfte auch das Näschen ein wenig, und schritt dann zu Ausflüchten, um das Verlangen abzulehnen. Weil Jener indeß so wiederholt bat, sagte sie endlich doch zu. Der Tag erschien, einige noch eingeladene Personen hatten bereits sich eingefunden, als das Thürglöckchen von neuem erklang. Madame Hühnlein ging selbst zu öffnen, und schien, wie Loths Weib, zur Salzsäule werden zu wollen, als sie ihre Todfeindin ersah. Beide standen einander wohl eine Minute starr und stumm gegenüber, dann frug Madame Hühnlein: Was wär' Ihnen gefällig? Madame Täublein wußte kaum Aerger und Galle bei diesem Empfang zu verbeißen, antwortete jedoch mit erzwungener Ruhe: Sie haben mich ja zum Thee bitten lassen. »Ich?« — Ihr Mann ist doch bei mir gewesen. — »Mein Mann?« Zum Glück kam dieser schnell herbei, sonst hätte sich vielleicht ein donnernder Zank entsponnen. So aber führte er Madame Täublein herein, und zum Sopha, erwies ihr sonst auch alle Höflichkeit. Seine Gattin, meinte er, könne doch nicht umhin, auch artig zu sein, und das würde ein gutes Vernehmen zwischen den Widersacherinnen erneuern. Seine Gattin war indeß verschwunden, er sah umsonst nach ihr aus, und mußte die weiblichen Geschäfte, die an diesem Abend der Hausfrau zugestanden hätten, selbst vollziehen. Auch kam Jene nicht früher zurück, als bis sich alle Gäste fortbegeben hatten. Denn sie war im Theater gewesen, dann noch bei einer Bekannten in der Nachbarschaft, um den Aufbruch dort zu erwarten. Sie hatte der Bekannten auch gesagt, was daheim vorging, und hinzugesetzt: Nun will ich meinem Mann einen Zopf machen, nun soll er sein Fett kriegen, daß er mir solchen Possen gespielt hat, mir die ver——, ver——, ver—— Täublein über den Hals gebracht. Damit hielt sie auch Wort, und der arme Mann hätte bis lange nach Mitternacht die Ohren mit Baumwolle verstopfen mögen. So tief wurzelt Haß in einem weiblichen Gemüthe.

Nicht aus der Fassung zu bringen.

Herr Schneeball lebt von den Zinsen seines ererbten und zusammen gesparten Vermögens. Groß ist dasselbe nicht, er muß daher sich genau beschränken, eine Kunst, worauf er sich jedoch versteht. Es würde ihm vielleicht gelungen sein, wenn er um eine Anstellung nachgesucht, wobei er sich denn gemächlicher befunden hätte, aber die Unabhängigkeit hatte auch Werth für ihn. Dieser Sinn für Unabhängigkeit, der ihn auch nicht vermocht hat, zu heirathen, ist bei ihm mit der strengsten Ordnungsliebe gepaart. Er lebt einen Tag wie den andern, gestattet sich nie eine Ausgabe, die sich mit seinem haushälterischen System nicht verträgt, oder für die er in seinem Wirthschaftsplan, der wie ein Gesetz niedergeschrieben ist, und so oft es Noth thut, zu Rathe gezogen wird, nichts bestimmt findet. Sogenannte gute Freunde fordern ihn daher umsonst zu kostspieligen Vergnügungen auf. Mögen sie von ihm sagen, er wäre ungesellig, ein finsterer Egoist, ein Geizhals, das gilt ihm gleich, es sind für ihn nur Worte, auf die er kein Gewicht legt, doch legt er es auf die Konsequenz in seinem Handeln, auf die Ausdauer bei seinen Vorsätzen. Wahr ist, daß man bei Herrn Schneeball eben keine Dienstfertigkeit und Gefälligkeit suchen darf, er versteht sich nur etwa dazu, wenn es ihm einige Mühe kostet, mit Geldaufwand muß es dagegen nicht verbunden sein, oder auf andere Weise ihm Schaden bringen. Er pflegt zu sagen! Jeder sorge für sich selbst, und verlange nicht, daß Andere es für ihn übernehmen. Gewöhnlich nehmen die nur fremde Dienstfertigkeit in Anspruch, die zu träge sind — oder kernhafter deutsch zu faul — um mit eigenen Kräften zu handeln. Will Jemand eine Geldanleihe bei ihm machen, sagt er gewöhnlich: Ich möchte gerne, Sie wären mir gut. Hätte ich aber Ihnen Geld vorgeschossen, wär ich Ihr Gläubiger, und es ist bekannt, wie widrig Jedem ein Gläubiger wird, man finde sein Gesicht schon unangenehm. Es folgt, daß ich nicht daran denken kann, mich Ihnen auch so gehässig zu machen. Ein Herr B***, der letzthin solches Anliegen hatte, wollte nach obiger Erklärung nicht ruhig abziehen, mit beleidigter Empfindlichkeit rief er vielmehr: Ist das eine Antwort, wie der Freund sie dem Freunde giebt? Sie beweis't dagegen eine ungefällige eigennützige, ich darf getrost sagen, niedrige Denkart. Worte dieser Art würden Manchen aus seiner Fassung gebracht haben, doch bei unserm Herrn Schneeball erfolgte das nicht, denn es ist auch ein Grundsatz bei ihm, nie über Ausbrüche fremder Hitze auch in Hitze zu gerathen. Er sagt: Eben da muß der Vernünftige am kältesten bleiben, damit nicht Zwei der Hitze sich hingeben, was leicht zu schlimmen Folgen führen kann. Lächelnd erwiederte er diesmal: »Von ihren Bezeichnungen scheint die niedrige am ärgsten. Ich bin aber auch berechtigt, gescheut zu nennen, was bei Ihnen niedrig heißt. Zudem leben wir hienieden, oder in der niederen Welt. Dieser angemessen, richte ich meine Denkart ein, die Himmlische will ich mir aufsparen, bis wir einmal, quod speramus, Oben sind.

Die Weiber sind keine Menschen.

Unsre schönen Leserinnen haben gewiß schon davon gehört, daß zu einer gewissen Zeit einmal darüber gestritten worden ist, ob die Weiber Menschen wären? — Nicht, als hätte man damals die lieben Frauen eine Stufe über die Menschheit gesetzt, und wie das wohl so geschieht, zu Engeln gemacht; die Frage meinte im Ernste gerade das Schlimmste.

Heinrich Frauenlob, ein Dichter aus dem 14. Jahrhunderte, der seine Muse ganz dem Lobe der Frauen widmete, ward, als er gestorben war, von den Frauen in Mainz zu Grabe getragen, und sein Grab mit Milch und Wein besprengt. Daß die Weibchen dagegen den, der ihre Menschheit in Zweifel zog, auf eine ganz andere Art zu Grabe gebracht haben, ist kein Wunder.

Der gute Mann! Er hatte es wahrlich so böse nicht gemeint.

Die ganze Sache ist nämlich diese. Ein ganz unbekannter Schriftsteller hatte, um die Irrlehren der Socinianer zu wiederlegen, den Versuch gemacht, zu zeigen, daß man bei einer solchen Art zu beweisen, wie die Socinianische sei, alles Mögliche und zum Beispiel auch das beweisen könnte, daß die Weiber keine Menschen wären. Dieser Aufsatz fiel dem jungen Gelehrten Valens Acidalius, der eben damals in Breslau in sehr dürftigen Umständen lebte, in die Hände, und da der Verleger von einer frühern gelehrten Schrift desselben ihm die Ohren über den schlechten Abgang vollklagte, so bot ihm Acidalius, um ihn etwas schadlos zu halten, diese Schrift des Ungenannten zum Verlage an. Sie erschien in Leipzig 1595; aber wie ging es unserm ehrlichen Acidalius?

Die Frauen, die sich von ihren gelehrten Eheherren diese Schmähschrift übersetzen ließen, ergrimmten im gerechten Zorn. Insbesondere hetzten die Frauen der Geistlichkeit ihre Männer nach allen Kräften, die Kanzeln des halben Deutschlands erschallten von Verwünschungen dieses Bösewichts, und einer der hitzigsten (Simon Gedicke in Merseburg) schrieb eine förmliche Widerlegung des Buches, worin er, außer andern sanften Aeußerungen, den Acidalius einen Satan, einen besudelten Abtritt, eine Bestie, einen gotteslästerlichen Teufel, ein Mittelding zwischen Mensch und Geist nennt und ihm die ewigen Höllenstrafen wünscht.

Gehaßt von den Frauen und von Theologen und Philosophen geschmäht und verfolgt, ärgerte sich Acidalius, der überhaupt nicht den stärksten Körper hatte, zu Tode. Er starb zu Neisse in dem Hause seines Freundes, des bischöflichen Kanzlers Wacker von Wackenfels am 25. Mai 1595, noch nicht viel über 28 Jahr alt. Wie manche schöne Breslauerin mag mit dazu beigetragen haben, diesen ehrlichen jungen Mann zu Tode zu ärgern! — Die Männer hätten freilich klüger sein und die eigentliche Absicht und die Quelle der ganzen Schrift genauer untersuchen sollen.

Unverbürgte Gerüchte, die in der Haupt- und Residenzstadt Breslau circuliren.

1) Alle Leute, die Schulden haben, sollen sich die Anzeige ihrer Wohnungen im neu erscheinenden Adreßbuche höflich verbeten haben.

2) Der Schneidermeister X, der sehr an Zerstreuung leidet, soll neulich für sich selbst einen Mantel gefertigt haben, der ihm zu kurz war; es ergab sich, daß er in der Zerstreuung davon einen eben so großen Petersfleck abgeschnitten hatte, wie von einem fremden.

3) Im Beobachter sollen künftig keine Druckfehler mehr vorkommen.

Verzeichniß der Taufen und Trauungen in Breslau.

Getauft.

Bei St. Elisabeth.

Den 24. Novbr.: d. Gastwirth G. Hoffmann T. — Den 25.: d. Hausb. G. Gollnisch T. — Den 28.: d. Jouvelier R. Somme S. — Den 29.: d. Seifensieder Mstr. F. Reichel T. — d. Buchhalter A. Kricke T. — d. Instrumentenmachergeh. F. Schilling S. — d. Eisengießer A. Rudolph S. — Den 29.: d. Postillon T. Schlabitz T. — d. Tagarb. G. Kühnel T. — d. Frei-Erbsaß in Cosel F. Hübner S. — d. Freigärtner in Kl. Gandau G. Kotsch T. — 1 unehl. S.

Bei St. Maria Magdalena.

Den 29. Novbr.: d. Schuhmacher M. Schleier S. — d. Bürstenmacher C. Mele T. — d. Privatlehrer E. Bitterling T. — d. Tagarb. in Kleinburg D. Frei S. — 1 unehl. T. — Den 30.: d. Schuhmachergef. J. Wünschmann S. — 1 unehl. S.

Bei 11,000 Jungfrauen.

Den 29. Novbr.: d. Maurergef. A. Völkerling T. — d. Schriftsetzer Fr. Heinze S. — d. Tagarb. C. Peipe S. — d. Maurergef. E. Wutschke S.

Getraut.

Bei St. Elisabeth.

Den 29. Novbr.: Fleischermstr. F. Engert mit Jgfr. A. Lehmann. — Den 30.: Schuhmachergef. W. Hoffmann mit H. Schnee. — Den 1. Decbr.: Schlossergef. C. Knoblauch mit P. Kühnel. — Posamentiergef. J. Jablonsky mit Jgfr. A. Riedel.

Bei St. Maria Magdalena.

Den 24. Novbr.: Schneidergef. K. Hoffmann mit verwitt. Raupach geb. Zöllner. — Den 30.: Schuhmachergef. J. Wünschmann mit S. Müller.

Bei 11,000 Jungfrauen.

Den 30. Novbr.: Schneidergef. J. Widersich mit Jgfr. E. Herrmann. — Kellner in Lindenruh C. Noske mit Jgfr. E. Berger.

Anzeige.

Den respektiven Mitgliedern des Sonnabend-Tanzvereins im Deutschen Kaiser wird hiermit angezeigt, daß die Versammlung nicht Sonnabends, sondern Donnerstags stattfinden, und womit Donnerstag, d. 3. December, der Anfang gemacht werden wird.

Die Vorsteher.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich 3 Mal (Dienstags, Donnerstags und Sonnabends) zu dem Preise von 4 Pfennigen die Nummer, oder wöchentlich für 3 Nummern 1 Sgr., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert. Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionäre in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 15 Sgr. das Quartal von 39 Nummern, so wie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich dreimaliger Versendung zu 18 Sgr.